

„Vereine wollen pflegeleichte Spieler ohne politisches Profil“¹

Kaum ein Bundesliga-Spieler hat sich gesellschaftlich so engagiert wie Yves Eigenrauch beim FC Schalke 04. Auch nach seiner Karriere steht er als Botschafter für Initiativen zur Verfügung. Im Interview spricht er über die Mündigkeit von Profis, Scheinheiligkeit unter Funktionären und Missstände in der Nachwuchsarbeit.

Zwischen 1991 und 2002 hatte er für den FC Schalke 04 in der Bundesliga 229 Spiele bestritten und drei Tore geschossen. 1997 gewann er mit den Gelsenkirchenern den Uefa-Cup, 2001 und 2002 den DFB-Pokal. Nach seiner Laufbahn hat er unter anderem in der Stadion-Betreibergesellschaft des Vereins und in der Öffentlichkeitsarbeit eines Kinder- und Jugendtheaters gearbeitet. Noch immer leistet er ehrenamtlich Antirassismus-Arbeit.

Herr Eigenrauch, warum engagieren sich Fußballprofis kaum über ihren sportlichen Alltag hinaus?

Ich verstehe das auch nicht. Ich plädiere fürs Nachdenken, für Natürlichkeit. Aber vielleicht sind einige Spieler durch ihren Alltag abgestumpft. Das muss ich leider unterstellen, wenn man nicht zu Themen Stellung bezieht, die von allgemeinem Interesse sind, und wenn man sieht, dass es einige Missstände gibt. Wir haben die Möglichkeit, ja sogar das Privileg, unsere Öffentlichkeit zu nutzen – die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung hat diese Möglichkeit nicht. (...)

Sie waren auf Antirassismus-Turnieren in Italien zu Gast, Sie waren Teilnehmer der Aktionswoche von Football Against Racism in Europe (Fare), und regelmäßig beziehen Sie Stellung auf Podien. Wie können Sie Verhalten und Einstellung von Fans beeinflussen?

Das ist schwer. Erst einmal wahrscheinlich, indem ich nur ich selbst bleibe und ein vernünftiges Leben vorlebe. Botschafter bin ich nicht mit dem großenwahnsinnigen Antrieb, die Welt zu retten. Ich kann nur einen kleinen Teil beitragen. Wenn von 100 Jugendlichen, zu denen ich sprechen darf, danach zwei oder drei intensiver über ihr Verhalten nachdenken, dann ist das ein Anfang. Doch letztendlich geht es nicht darum, dass Jugendliche auf mich hören. Entscheidend ist, dass Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft den Jugendlichen Perspektiven ermöglichen. (...)

¹ Das Interview ist in Auszügen dem Buch „Angriff von Rechtsaußen. Wie Neonazis den Fußball missbrauchen“ (Verlag die Werkstatt, Göttingen 2011) entnommen. Wir danken dem Autor Ronny Blaschke und dem Verlag für die freundliche Unterstützung!

Soll der Fußball trotzdem gesellschaftspolitisch Stellung beziehen?

Nicht, wenn es von Funktionären und Beratern aufgestülpt ist. Ich würde das niemals machen, da hätte ich ein schlechtes Gewissen. Warum soll ich jemanden bitten, zu sagen, Rassismus sei widerlich, wenn er eigentlich anderer Meinung ist, das macht für mich keinen Sinn.

In England werden Spieler vertraglich verpflichtet, sich über den Sport hinaus zu engagieren.
Alles, was festgeschrieben ist, würde zwar den Zweck erfüllen, aber moralisch sehe ich das kritisch. Spieler müssen aus Überzeugung handeln, sonst haben ihre Aussagen keinen Bestand. Glaubwürdigkeit ist alles. Wenn Spieler sich zwei Minuten hinstellen und leere Worte absondern, sind Jugendliche kurz darauf wieder in ihrer eigenen Realität. Wenn die Leute, an die sich die Botschaften richten sollen, es nicht sofort merken, dann merken sie es später. Dauerhaft registrieren sie auf jeden Fall, ob jemand ehrlich und authentisch ist oder nicht. Außerdem sollten sich Kids erst nachrangig an Stars orientieren. In erster Linie sehe ich Eltern, Verwandte oder Freunde in der Pflicht, um Werte zu vermitteln. Sie haben größeren Einfluss als ich.

Blicken wir zurück in Ihrer Karriere. Wann haben Sie politisches Bewusstsein entwickelt?

Politisch orientiert war ich mit 17 oder 18 überhaupt nicht. Da habe ich meine Jugend unbeschwert genossen. Ich hatte die rosarote Brille auf. Wie soll es anders sein, wenn man als junger Spieler eigene Autogrammkarten erhält und merkt, dass man einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat. Doch das hat sich schnell relativiert. Ich hatte am Anfang Probleme beim FC Schalke. Ich wollte schon nach anderthalb Jahren aufhören, weil ich nicht richtig zurechtkam. Ich war weg vom Elternhaus und ich war nicht der kontaktfreudigste Typ. Ich habe mich komplett in Frage gestellt.

Später verpassten Ihnen Journalisten das Image des Feingeists, des Andersdenkenden. Wie erklären Sie sich das?

Ich habe mich nie als Feingeist gesehen, sondern als normal denkenden Menschen. Journalisten hatten mich beobachtet, wie ich im Mannschaftsbus nicht mit Spielern Karten gespielt, sondern Bertolt Brecht gelesen habe. Das war damals ziemlich untypisch und ist es vermutlich noch heute. Es lag wohl auch an meiner Kleidung. Einmal habe ich ein grünes Hemd, eine gelbe Krawatte und ein rotes Sakko getragen. Schon war das Vorurteil im Umlauf. Ich habe mich als Außenseiter gefühlt, aber verstanden habe ich das nie. In anderen

Bereichen der Gesellschaft wäre ich sicherlich nicht so aufgefallen wie im Fußball. Was ist daran so ungewöhnlich, sich für Politik, Bildende Kunst oder Theater zu interessieren? (...)

Sind kritische Meinungen im Teamsport Fußball erwünscht?

Scheinbar nicht. Aber ich hatte nie Angst vor Konflikten. Anfangs war das oft unangenehm, wenn ich Antworten gab, die nicht als passend angesehen wurden. Ich war und bin relativ wählerisch und mochte nicht jeden Teil des Geschäfts ohne weiteres mitmachen. Ich wollte mich dieser Gruppendynamik nicht unterwerfen. Trotzdem hat sich ein extremer Druck aufgebaut. Ich sah mich wegen der Sympathien, die Schalke und auch mir entgegen gebracht wurden, immer in einer Bringschuld. Dabei sollte doch die Betonung auf Spiel im Vordergrund stehen – nicht auf Leistungssport.

Der Begriff des „mündigen Sportlers“ ist in Mode gekommen. Waren Sie einer?

Was auch immer das sein soll – ich denke, ich war einer. Doch unter Mündigkeit verstehe ich nicht nur das Äußern einer Meinung. Ich habe darauf Wert gelegt, selbst einkaufen zu gehen, mein Auto zur Werkstatt zu bringen oder meine Wohnung zu streichen. Damals, in den Neunzigern, war ich schon einer von wenigen, die das so gehandhabt haben. Heute wird den Spielern noch viel mehr abgenommen.

Wie sind Sie den Autoritäten des Vereins begegnet?

Wenn ich das Gefühl hatte, dass Trainer oder Manager Blödsinn erzählten, habe ich das auch mal angesprochen. Manager Rudi Assauer war einmal ziemlich sauer und wollte mich sprechen, das war in einem Trainingslager. Da habe ich gesagt: Nein, das mache ich nicht. Der Ton war mir zu harsch, das ging zu weit. Ich wollte nicht herbeigepiffen werden, auch wenn ich Angestellter bin. Aber das war ein Einzelfall. Bei den Trainern erinnere ich mich an Huub Stevens. Er war relativ empfindlich, wenn man verletzt war, und ich war ab 1997 öfter verletzt. Manche Trainer sind der Meinung, auch mit gewissen Verletzungen trainieren zu können, da war ich anderer Meinung. Und schon gab es Streit.

Wie definieren Sie „Mündigkeit“?

Mündigkeit bedeutet für mich in erster Linie Natürlichkeit. Die meisten Spieler sind im Training heute abgeschottet. So können nur für kurze Zeit Fan-Begegnungen stattfinden. Warum muss man das regulieren? Spieler müssen nicht nur auf, sondern auch neben dem Platz Leistung bringen. Dazu gehört, wie man sich in der Öffentlichkeit äußert. Was man sagt,

wie man es sagt. Wichtig ist, dass Spieler überhaupt etwas sagen dürfen und nicht ständig der Pressesprecher dazwischen funkt. Die meisten Spieler haben zu meiner Zeit nie aufgemuckt. Oft haben sie sich einfach nicht getraut.

Erzieht das System Spieler zur Unmündigkeit?

Die Entwicklung setzt früher ein, nicht erst im Fokus der Bundesliga. Manchmal haben Nachwuchsspieler mit 14 oder 15 Jahren schon eigene Berater. Wie kann eine vernünftige, kindliche Entwicklung stattfinden, wenn man nur Schule und Fußball kennt. Und vielleicht zwei oder drei Freunde – wobei Freunde im Fußballinternat nicht immer wirkliche Freunde sind. Insgesamt ist das eine Spirale. Ich glaube, im Lizenzspielerbereich setzt sich die Entwicklung aus dem Jugendfußball fort. (...)

Der deutsche Nationalspieler Philipp Lahm hatte 2009 die sportliche Führung seines Vereins, des FC Bayern München, in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung kritisiert. Es folgte mediale Hysterie. Kann Meinungsfreiheit im Fußball Karriere schädigend sein?

Das kommt auf den Einzelfall an, aber ich bin nicht Fußballer geworden, um es allen recht zu machen. Die Vereine wollen heute pflegeleichte Spieler, aber keine Spieler mit politischem Profil. Ich habe das damals nicht mal als kritisch gesehen. Es gibt Auswüchse, die mir missfallen, das darf man doch sagen dürfen. Wenn ich mir damit kein Gehör verschaffen kann, muss ich mir anderswo Gehör verschaffen. Ich verstehe die Aufregung nicht, ob in der Nationalmannschaft, in München, Hamburg oder Schalke. Die Absichten von Lahm waren positiv, er wollte eine Debatte entfachen. Wenn ein Spieler etwas zu sagen hat, dann sagt er es eben. Mir kann doch keiner erzählen, dass so etwas eine Mannschaft verunsichert. Leider fehlt vielen Vereinen die Lockerheit.

Haben Trainer oder Funktionäre Ihre Aufmerksamkeit früher auch auf andere Themen gelenkt? Auf Bildung jenseits der Seitenlinien?

Nicht dass ich wüsste. Es gab Ausflüge, das schon, gemeinsames Kart-Fahren oder Bowling. Oder wir saßen in Gelsenkirchen gemeinsam in einem Restaurant, doch das war alles. Ich konnte aber mit Freunden ins Theater gehen, das musste nicht zwangsläufig mit der Mannschaft sein. Ich muss niemanden zwingen, etwas interessant zu finden. Genauso wie ich es schlecht gefunden hätte, wenn sie mich zum Auto-Rennen hätten überreden wollen.

Sie haben sich andere Spielwiesen gesucht.

Ich durfte für die TAZ eine Zeit lang eine Kolumne verfassen, zwischen 1999 bis 2001. Da konnte ich dem Vorurteil über mich entgegen wirken: Ich bin kein Rebell, sondern ein frei denkender Mensch. Die Themen durfte ich selbst wählen. Das begann bei Devotionalien, ging weiter über irgendeine Fahrt am Stadion vorbei, bis zu Konzerten und die RAF. Ich habe immer viel Zeitung gelesen (...). Der Sportteil war dabei nie das wichtigste. Dass wir uns in der Mannschaft mal über einen Zeitungsartikel oder ein Buch unterhalten hätten, oder über eine Fernsehsendung oder einen Film? Daran kann ich mich nicht erinnern. Ganz im Gegenteil. Das wurde von oben eher verhindert.

Wie meinen Sie das?

1997 stand ich für das Länderspiel Deutschland gegen Nigeria im Kader des DFB. Damals wurde die Spielansetzung heftig kritisiert, wegen der heiklen Situation in Nigeria, was Menschenrechte betraf. In einer großen Runde wurde uns Spielern mitgeteilt, wir sollten uns doch bitteschön mit Äußerungen zurückhalten. Ich habe gedacht: Habt Ihr sie noch alle? In Nigeria ging es um Todesstrafe und die Verfolgung von Oppositionellen. Und dann ein Freundschaftsspiel mit der Botschaft „Fußball hat damit nichts zu tun“? Das passte nicht. Warum muss man Fußball als unpolitische, rosarote Insel verstehen. Ich bin der Meinung, dass man die Macht des Sports nutzen sollte, um auf Missbrauch gegen Menschenrechte hinzuweisen.

Trotz oder gerade wegen dieser Distanz zum Politischen dominiert Fußball regelmäßig die öffentliche Wahrnehmung. Können Sie das nachvollziehen?

Für viele Menschen bietet der Fußball einen Halt, er hat eine Ersatzfunktion. Aber für mich war Fußball nie das wichtigste. Wenn wir zum Beispiel mit Schalke zum Derby nach Dortmund gefahren sind, hing über der B1 immer ein Banner, darauf stand geschrieben: „Tod und Hass dem S04“. Wenn ich dann die Fans auf der Tribüne gesehen habe, wie sie mit verzerrten Gesichtern ihre Vereine angefeuert haben, dann war das auch ein bisschen erschreckend. Einer fängt an, alle machen mit – diese Gruppendynamik ist nicht meine Welt. (...)

Den Publikumsliebbling Yves Eigenrauch würde es heute nicht mehr geben?

Vermutlich nicht. Der ganze Hype um das Spiel wäre mir zu groß. Bestimmt würde ich nach einem halben Jahr sagen: Vielen Dank, ohne mich!